

## 24] Das entfesselte Schicksal.

Roman von Edouard Rod.

Den Buchhaltern folgte Charreire. Seine Aussage mußte eine der „Clous“ des Prozesses sein. Er wurde mit böshafter Neugierde erwartet, die durch seinen Geist, seine Werke, seine Berühmtheit, sein zurückgezogenes Leben erregt worden war. Er gehörte zu jenen Menschen, die durch ihre Unabhängigkeit das Mißtrauen der Herde erregen. Sein Buch „Origines de la Réformation“ hatte alle Parteien gegen ihn aufgebracht. Der erste Band gab in harten Farben ein strenges Bild der Kirche zur Zeit der Borgia; er wurde von den Katholiken in den Bann getan. Der zweite Band gab eine realistische Beschreibung Luthers und nahm diesem den Nimbus, mit dem ihn sonst die offizielle Geschichte umgab. Charreire schilderte ihn als einen Menschen jener Epoche, in der man leidenschaftlich kämpfte; er beschrieb sein aufbrausendes Temperament, das Gute und das Schlechte, Politik und Glauben. Ehrgeiz und Aufopferung. Die Protestanten erklärten sich natürlich gegen den Schreiber. Der dritte Band erzürnte die Freidenker durch eine unerwartete Eloge, die er der geistlichen Politik, nach dem Konzilium der Dreißig machte. So hatte er alle Parteien gegen sich, und hier wartete man jetzt darauf, ihn bei einem Fehler ertappen zu können, um ihn zu verhöhnern. Man fragte sich, wie ein „Intellektueller“ seiner Charakterbeschaffenheit sich mit den Realitäten des Gerichtshofes abfinden würde. Ob er wohl den Schwur nach den vorgeschriebenen Formeln ablegte? Ob seine Haltung vor den Richtern ihnen zeigte, was er wirklich dachte? . . . Würde er, wenn er von seinem unangenehmen Freunde sprach, irgend etwas aus seiner eigenen Vergangenheit verateten? . . .

Charreire vermutete nichts von dieser klatschhaften, ungesunden Feindseligkeit. Er war voller Ruhe erschienen, als Freund, der an seinen Freund glaubt, als Bürger, der nicht an der Gerechtigkeit zweifelt, und er hob seine Hand auf die einfachste Weise der Welt, ohne einen Augenblick daran zu denken, gegen den aufgestellten Brauch zu protestieren. Er schwur mit schwacher, aber klarer Stimme, die man bis in die Tiefen des Saales hörte, weil er gut artikuliert, und nachdem er Vermantes' voller Bewegung betrachtet hatte, die er auch gar nicht verbergen wollte, sprach er ohne Klünstelei, wie es ihm das Herz diktierte:

„Man hat mich gebeten, über meinen Freund auszusagen, weil ich sein Leben genau kenne und durch jahrelange Erfahrung seinen Charakter beurteilen kann. Viele behaupten, daß wir die wahren Gedanken, die hinter der festen Wand der Stirn sich verstecken, nicht erraten können. Doch ich denke, daß ich den Mann zu beurteilen verstehe, den Sie jetzt richten sollen. Ich glaube in meinem Urteil nicht fehl gehen zu können, denn seit mehr als dreißig Jahren lese ich in ihm, wie in einem offenen Buche. Ich habe ihm nie etwas verheimlicht, und ich bin überzeugt, daß auch er es nie tat. Darum zweifle ich nicht an ihm und ich brauche hier nichts über ihn zu verschweigen.“

Charreire sprach in einem Ton, der seinen Worten einen feierlichen Anstrich gab. Seine Stimme wurde nach und nach so deutlich, daß man sie überall verstehen konnte. Die Erregung, die sie erzittern ließ, verlieh der Nacktheit seiner einfachen, von jeder Klünstelei freien Sprache den Schimmer der Veredsamkeit. Sehr schnell bemerkte Rutor, daß der Inhalt von Charreires Worten mit dem übereinstimmte, was er seit dem ersten Tage in seiner Seele hatte erklingen hören. Der Mann, der sie aussprach, erweckte den Eindruck der Rechtlichkeit wie der Intelligenz. Er war im besten Sinne des Wortes Vermantes' Freund, ein erprobter, jahrelanger Freund; einer jener Freunde, die durch die Tatsache ihres Verkehrs und ihrer Anhänglichkeit die Bürgschaft für den Charakter des andern geben. —

„Sie erwarten nicht, meine Herren, daß ich Ihnen die Gründe meiner Freundschaft aneinandersetze. Es sind dieselben, die mich an seine Unschuld glauben lassen.“

Ich müßte Ihnen denn unserer beider Lebensgeschichte erzählen, und die Ereignisse ständen in keinem Zusammenhang mit dem Prozeß. Sie fragen mich nur, was ich auf Ehre und Gewissen von Vermantes denke. Nun, meine Herren, ich halte es für derartig unmöglich, daß er eine schlechte Tat begehen könnte, und nun gar ein Verbrechen, daß nur ein positiver Beweis meine Ueberzeugung zu erschüttern imstande wäre. Und ich habe die Gewißheit, daß ein solcher Beweis nicht erbracht werden kann, nicht existieren kann. . . .“

Fast gegen seinen Willen murmelte Rutor:

„Das ist ein Plädoyer.“ . . .

Er sah den Präsidenten an, der ihm mit einem Augenzwinkern antwortete: „Nein, nein, wir wollen ihn sprechen lassen.“

„ . . . weil mein Freund nicht schuldig sein kann. Ich behaupte nicht, daß er fehlerlos ist: ich habe ihn manchmal getadelt, weil er sich von seiner Phantasie zu leicht fortreißen läßt und unbesonnen handelt — alles Wesenszüge, die jetzt leicht ein Vorurteil über ihn erwecken könnten. Ich erkläre nur — und ich glaube, daß dies das Wesentliche meiner Aussage ist —, daß ich ihn stets rücksichtsvoll sah, stets bestrebt, niemand zu schaden. Sein Leichtsinns oder seine Fehler, die heute so besonders unterstrichen wurden, sind so gedeutet worden, daß es ihm nur an Gelegenheit, Zufall oder Anlaß zu einem Verbrechen mangelte. Meine Herren Geschworenen, Sie kennen das Leben genug, um den Unterschied beurteilen zu . . .“

Jetzt unterbrach ihn Herr Motiers de Fraisse in sehr höflichem Ton:

„Herr Charreire, Sie greifen ein wenig in die Rechte der Verteidigung ein.“

„Ich beklage mich nicht,“ sagte Brébine.

„Verzeihen Sie, Herr Präsident! Das ist das erste Mal, daß ich einer ähnlichen Prüfung gegenüberstehe. Es ist wohl auch nicht nötig, daß ich meinen Satz beende, damit er verstanden wird! Ich möchte nur noch ein Wort hinzufügen: seit dreißig Jahren, seit der Schulzeit sind Vermantes und ich Freunde — und diese Freundschaft ist von dieser Stunde unberührt, vertrauender, wärmer als jemals. . . .“

Er schwieg, wendete sich um und streckte seinem Freunde die Hände entgegen. Der Präsident fragte den Staatsanwalt, ob er noch etwas fragen wollte. Aber dieser lehnte mit einer Geste ab, die sagen sollte: Wozu . . . das ist ein Freund, der einen Freund verteidigt.

Brébine fragte:

„Könnte der Zeuge, der sich eben mit so viel Bornehmtheit ausspricht, uns irgend etwas über die Beziehungen meines Mandanten zu Herrn d'Entraque sagen?“

„Nichts Besonderes.“

„Hat seiner Kenntnis nach irgendein Mißverständnis zwischen beiden bestanden?“

„Nicht daß ich wüßte.“

„Ist der Zeuge über einen Dienst in Geldangelegenheiten unterrichtet, den Vermantes Herrn d'Entraque leistete?“

„Nein, Herr Rechtsanwalt.“

„Also gab es doch Dinge, über die Vermantes nicht mit Herr Charreire sprach, so vertraut sie auch miteinander waren?“ warf Herr Rutor ein.

Unabsichtlich war ihm die Bemerkung entfahren, sie tat ihm leid. Charreire entgegnete mit seiner ganzen Kraft:

„O, Herr Staatsanwalt, es handelt sich um einen geleisteten Dienst. Ich vermute nicht, daß mein Freund mir alle seine guten und schönen Taten erzählt hat. Wäre ich in die Lage gekommen, jemanden einen Gefallen zu tun, ich hätte auch nicht das Bedürfnis empfunden, mich damit zu brüsten. Es erscheint mir ganz natürlich, daß man so etwas mit sich allein abmacht.“

Rutor runzelte die Stirn. Charreire ging auf seinen Platz zurück.

Die beiden letzten Zeugen, Baron Châtel und Herr Lavauz, gehörten den Kreisen Vermantes und d'Entraques

an. Der erstere war Abgeordneter einer nördlichen Provinz gewesen, der andere Regierungsrat in einer westlichen. Beide hatten d'Entraque in St. Germain einige Monate nach der Katastrophe gesprochen. Er wäre sehr aufgeregter gewesen, sagten sie. Sofort hätte er ihnen das Drama mit Lebhaftigkeit und allen Einzelheiten erzählt. Aber in seinem Bericht wäre keiner der erschwerenden Umstände gewesen, die seine letzten Aussagen hatten. Ihre beiden Zeugnisse unterschieden sich nur in einem Punkt: Châtel hatte einen Satz nicht gehört, an den sich Lavaug genau erinnerte. „Vermantes hatt leichtsinnig darauf losgeschossen.“ — Sonst waren beide vollständig einig. Autor versuchte ihnen zu sagen, daß ihr Gedächtnis sie täuschen könne. Sie aber schlugen vor, mehrere Personen kommen zu lassen, denen sie an demselben Tage d'Entraques Erzählung wiederholt hätten. Brévine beantragte, diese Zeugen noch sofort zu laden, wenn d'Entraque mit den beiden Herren nicht einig wäre.

Aber als dieser vorgeschlagen wurde, hütete er sich, ihnen zu widersprechen; er betonte wieder, daß er sich der Einzelheiten, die ihn nicht sofort frappierten, nach und nach erinnere hätte. Er fügte hinzu:

„Wie die anderen Jäger traute auch ich Vermantes zuerst nicht die mindeste verbrecherische Absicht zu. Darum haben mich die einzelnen Tatsachen erst später stübzig gemacht, als die Ereignisse einen anderen Sinn annahmen.“

Die Auseinandersetzung wurde sehr lebhaft.

„Herr d'Entraque, haben Sie gesagt,“ fragte Brévine, „Vermantes habe leichtsinnig darauf losgeschossen?“

„Ich kann mich dieser Worte nicht mehr entsinnen.“

„Herr Lavaug erinnert sich aber. Also, Sie bestreiten seine Aussage?“

„Keineswegs. Ich sage, daß ich mich nicht erinnere, diese Worte geäußert zu haben. Nichts weiter. Aber es ist möglich, daß ich sie sagte.“

„Wie vorsichtig Sie sind! Sie würden allen Ihren gemachten Erklärungen widersprechen.“

„Das glaube ich nicht. Was ich für Leichtsinns hielt, war Berechnung. Ich habe mich eben geirrt. Dann ist alles so schnell geschehen. Ich war erregt, erschüttert. Ich wiederhole noch einmal: erst nach und nach sind mir alle Einzelheiten eingefallen.“

„Ich werde mir dieses Geständnis merken: Ihre erste Erzählung war spontan, die zweite ist gekünstelt, berechnet. In jedem Falle widersprechen Sie sich vollständig.“

„Ich habe erklärt, wodurch dieser Widerspruch entstanden ist.“

Die Stimme klang etwas erregt, aber er verlor seine Sicherheit nicht. Brévine fühlte, daß er lag. Aber diese Lüge war wie ein Gespenst, das er allein sah. Wie konnte er sie greifen, sie vor aller Augen zeigen, durch welche Fragen sie zwingen, laut zu werden?

(Fortsetzung folgt.)

## Die Schwester.

Von Hermann Horn.

Ich halte eine Postkarte in der Hand. Es ist der abschlägige Bescheid meiner Schwester. Ich hatte sie um eine ganz kleine Gefälligkeit gebeten. Sie schrieb zurück, sie sei gerade im Begriff aufs Land zu reisen, und ich könnte doch leicht von der Expedition der betreffenden Zeitung die Nummer selbst bestellen. So und so müsse ich das machen. Als ob man mir das zu sagen brauchte!

Ich hatte mir das so schön vorgestellt. In der Nummer sollte nach einer Mitteilung, die mir zugekommen, eine gute Rezension über mich stehen. Meine Schwester würde sie holen, hineinschauen, stolz werden, Tanten und Onkels das Blatt zeigen, und sie würden alle bei dem Ansehen der Zeitung ihre Ansicht so fassen mit „hm — hm —“ oder „ci — ci — da s.h mal siner —“ ändern. Nun hatte sie abgelehnt. Ich wußte den eigentlichen Grund. Sie hatte Angst gehabt, sie müsse für mich fünfzig Pfennige oder gar eine Mark auslegen, was man so leicht vergißt, zurückzuzahlen. Sie hatte ja ein unerhörtes System des Sparens erlernt; das mußte auf ihr Wesen abfärben.

Ich große ihr und es steigt in mir auf. Was war sie mir in all den Jahren jener Kämpfe, die mit meiner Jugend hinter mir liegen? Was war mir da die Familie? Ein jedes hatte eigene Interessen und Absichten gehabt. Jedes wollte mich in ein ander Feld rücken; wie es dem eigenen Wunsche entsprach. Und da ich dumpf entschlossen den eigenen Weg wählte, da war keiner mit einem großen mitleidigen Herzen, der

mich in die Arme genommen hätte, um des Erkannten willen, denn keines hatte mich erkannt.

O, ich hatte von ihnen allen am Ende nichts mehr gewollt, allzu wissend, was gefordert worden wäre.

Harte Bilder tauchten in mir auf.

Und konnte sie so sein! — — Ich breche mit ihr! —

Das Bild eines Briefes erscheint. In ehernen, sicher geformten Worten waren hier die Gedanken gestellt, daß sie zerschneiden mußten, was freundliche Empfindung mir zusammenhielt.

Ich gehe im Zimmer auf und ab und meine Fäuste sind geballt dabei.

Ich liebe solche Zustände; — das ist reinigend.

Was Ihr Menschen, die Ihr da austaucht, jagen könnt!

Meint Ihr, ich weiß nicht? Gut, sie wird wirklich aufs Land gegangen sein. Gut, man tritt wegen so etwas nicht so auf und so und so und gut bis in Ewigkeit.

Meint Ihr, weil Ihr der Meinung seid, daß mans nicht jagen darf wenn man Geist hat, mein Geist ließe sich verbieten zu reden? Was ist denn Geist? Das Erkennen der eigenen inneren Mächte, und wo sie hintragen, das ist, was stark macht!

Was war mir diese Schwester? Hundert Menschen, tausend sind mir schon mehr gewesen. Und wenn die Schwester bei mir über diesen Schritt gestrauchelt und zu Fall gekommen ist, — das war ihr Schicksal, wie jener Knecht, die im Gleichnis den ganzen Tag im Weingarten des Herrn gearbeitet hatten und abends gleich gestellt wurden mit denen, die nur eine Abendstunde lang dieses Werk verrichtet hatten. Oft genug hab ich mein Sach auf eins gestellt und gerade deswegen durchgeführt.

Die Schwester muß unfähige Kinder lächerlich bedeutungsloser Menschen erziehen. Für lächerlich bedeutungslose Menschen ihr Leben opfern, dazu hat die sich geduldig heranziehen lassen. Ich habe herangezerrt aus dem weiten Gebiet des Geistes, was ich erreichen konnte; mit ihm zu kämpfen. Ich habe die Angst und Sorgen wie Wasser an mir hernieder lassen und bin Einer geworden. Aber was ist das dieser im kleinen Kreis Gesungenen! Der lächerlichen Madame v. S. muß sie das Schnupftuch holen, wann es ihr gefällt, von mir wird sie für selbstverständlich halten, wenn ich ihre aufhebe.

Wenn diese Lebensrichtungen so lächerlich sind, und sie fügt sich ihnen mechanisch, daß sie mich, weil ich im vierten Stock wohne, um ich sein zu können, mit geringerem Interesse, mit geringerer Hochachtung bekehrt, als irgend ein dieses Tier aus der Bel-Étage, so mag sie die Folgen tragen.

Ich breche mit ihr!

Eine Siegerlust wandelt durch meine Adern, pocht im Herzen und im Hirn, aus dem sich ruhig und klar die Gedanken formen.

Unwürdige Schwester! — ich weiß, Du wirst Schmerzen empfinden und Tränen vergießen. Immerhin hattest Du in Deinen fernsten Zukunftsträumen auf mich gebaut, meine Hilfe, — solltest Du ihrer mal bedürfen — erhoffend Dich stark gefühlt. Aber gerade einen solchen Menschen abzuweisen, einen solchen seinem Wesen zu opfern, weil man sich so viel wert ist, das macht verantwortungsreich und verlohnt das Leben. Opfert Einem Wesen und was Ihr verbrannt habt, das vergeistigt Euch. Mehr wie einmal erfüllte sich an mir, meinen Weg bezeichnen Opferaltäre! Nicht Opfer sind manche Opfer geworden!

Da höre ich auf einmal etwas!

Hartnädig klingt ein Wort an mich heran und schlägt wie ein gekrümmter Knöchel gegen mein Ohr. Es hallt dumpf und eindringlich, ich verstehe erst nur den Laut; nun tönt es wie aus einem Abgrund gehaucht: Gouvernante — — sie ist Gouvernante! Aber das Wort scheint einen ungeheuren Umfang zu besitzen. Gleich einem Riesenzelt in dunkler Nacht von tausend Pfählen an die Erde gepflocht, aber ohne Stützbalken, im Innern nur vom Winde gesurhter, sich blähender Fläche aufgebauscht. Und klagende Stimmen ertönen in verhaltenem Schluchzen, und das Unterpiel von dem Lächeln und Seufzen viel verschmerzter Stunden klingt darein.

Auf einmal öffnet sich ruhig und feierlich eine Wand. Ein großes, schwarz beschlagenes Tor geht in den Angeln und zeigt in eine stille Dunkelheit.

Von mir, durch das Tor, wandelt alles langsam in die Nacht dahinter. Es schiebt sich nicht um, es verschwindet stumm.

Und ich lächle leise in mich hinein und schmerzlich. Der Brief mit den verletzenden Sätzen wird nicht geschrieben.

## Leipziger Baufach-Ausstellung.

Bauhygiene.

Baukunst und Bautechnik umschließen das Bauwesen, indem sie ihm Form und Methode geben; hier steht der Mensch, der künstlerisch fühlt und technisch denkt. Die geistige Arbeit am Bau wird aber erst Wirklichkeit durch die Tat; mit dem ersten Spatenstich setzt die körperliche Arbeit ein und aus der Tiefe des Erdbodens heraus wächst das Bauwerk empor zu Höhen, die außer dem Kraftbereich des Menschen ständen, wenn es ihm nicht gelänge, seiner Kraft durch allerlei Hilfsmittel weitere Grenzen zu schaffen. Immer handelt es sich dabei um die Ueberschreitung der Grenzen seiner natürlichen Kräfte: der Mensch kann von Natur aus nicht unter der

Erde leben und er tut es doch und gründet, bohrt und gräbt in der Tiefe, der Mensch kann aus eigener Kraft sich nicht über den Boden aufschwingen und er tut es doch und er türmt seine Bauten fast bis in die Wolken hinein. Die beflügelte, nicht an die Erdschwere gebundene Phantasie lockt den Menschen hinab und hinauf und bald ward es die Notwendigkeit, die ihn zwang, das zu tun, was die Natur nicht vorgegeben hatte.

Bautechnische Wunderwerke und Unfallstatistiken erzählen von den Resultaten. Jene als Zeugnisse des Bauwillens und der ihm immanenten Energie, diese als Zeugnisse der Opfer, die dem Bauwillen gebracht werden. Auf 1000 Vollarbeiter im Baugewerbe kamen 1911 10,24 Unfälle und 0,85 tödliche Verletzungen, auf 100 Bauarbeiter also ein Opfer. Diese Zahlen jagen, daß die Bauarbeit über den Durchschnitt der allgemeinen gewerblichen Arbeit gefährlich ist, und sie begründen die Notwendigkeit, nicht nur an das Bauwerk selber zu denken, sondern auch und nicht zuletzt an Leben und Gesundheit der Arbeiter, die das Bauwerk schaffen. Sie verlangen neben der aufs höchste entwickelten Bautechnik auch den in möglichster Vollkommenheit ausgebildeten Bauarbeiterschutz.

Es kann keine Ausstellung geeigneter sein, die Forderung nach dem Bauarbeiterschutz besser zur Geltung zu bringen, als eben eine Baufach-Ausstellung. Wohl ist diese Forderung reichlich genug in der Presse und in besonderen Publikationen erhoben und begründet worden, wohl beschäftigt sie auch die Parlamente und die Gewerkschaftskongresse und die Bauarbeiterversammlungen, wohl arbeiten in dieser Sache eine zentrale Bauarbeiterschutzkommission und viele örtliche Kommissionen gleicher Art und auch die Ständigen Ausstellungen für Arbeiterwohlfahrt in Charlottenburg und München zeigen an Beispielen und Modellen, welcher Art die Forderungen nach einem besseren Bauarbeiterschutz sind. Aber es ist all diesen Einrichtungen nicht möglich, das zu zeigen und zu sagen, was hier an der von den Gewerkschaften errichteten Sonderausstellung des Bauarbeiterschutzes einmal dem großen Publikum, dann aber den Baufachleuten, vom Bauarbeiter und Bauhandwerker selbst bis zum Baudezernenten und Ministerialreferenten vorgeführt werden kann: nämlich, wie es ist und wie es sein sollte, und vor allem, sein könnte! Eine Sonderausstellung dieser Art war schon 1911 von den Gewerkschaften für die Internationale Hygienische Ausstellung vorgeesehen, aber es war nichts daraus geworden, weil man dort die Heimarbeiterausstellung nicht haben wollte, die die Gewerkschaften geplant hatten. Aus der weitgreifenden Verantwortung jener Dresdener Engherzigkeit hat man wohl in Leipzig gelernt, und die Ausstellungsleitung war es selbst, die die Gewerkschaften drängte, den Bauarbeiterschutz auf der Baufach-Ausstellung praktisch an Anschauungsbeispielen zu demonstrieren.

So entstand in eigener Regie der Gewerkschaften ein mehrstöckiger Bau, der außen bis zum Dach hinauf die besten und sichersten Gerüstformen zeigt und in seinen inneren Räumen vor allem die Ausstellungen der Holzarbeiter und Metallarbeiter birgt. An dieser Sonderausstellung sind beteiligt die Zentralverbände der Bauarbeiter, Zimmerer, Dachdecker, Glaser, Töpfer, Maler, Holzarbeiter, Metallarbeiter, Steinarbeiter und Steinschleifer. Außer den Aufengerüsten sind auch in einigen Räumen Zimmergerüste aufgestellt; ob das Gerüst für Maler praktisch ist, möchte ich bezweifeln. Dann sind neben dem Gebäude noch einige andere Erfordernisse des Bauarbeiterschutzes demonstriert, die nicht direkt der Bauarbeit dienen, aber unerlässlich sind, um die Bauarbeiter in den Bauten oder bei der Arbeit vor der Witterung zu schützen; eine Mauerbaubude, die zusammenlegbar ist und die mit ihren Herstellungsstoffen so genau festgestellt ist (1500 M.), daß jedem Einwand, das sei zu teuer, damit begegnet werden kann. Bei nur zehnmaliger Benutzung einer solchen Baubude kommen auf jeden Bau nur 150 M. Die widerhaarigsten Zweifel und Bedenken sitzen ja immer im Geldbeutel verkrallt, und es ist ganz gut, wenn man ihnen ihre Schädlichkeit sofort am Rechenexempel nachweisen kann. Die Baubude illustriert natürlich die besonderen Forderungen der Bauarbeiter: trockener Fußboden, Scheuerbarkeit, Heizbarkeit, Koch- und Anwärmlage für mitgebrachte Speisen, Trockengelegenheit für nasse Kleidung, verschleißbare Kleiderschränke, Sanitäreinrichtungen für Unfälle usw.; Geräte und Materialien sollen in einer solchen Baubude nicht aufbewahrt werden. Die Steinschleifer stellen eine fahrbare Baubude aus. Auch die Abortverhältnisse auf den Bauten sind überaus verbesserungsbedürftig; wie das zu geschehen hat, kann durch zehn Beschreibungen nicht so gut gezeigt werden, wie hier an praktischen Beispielen. Die Steinarbeiter haben eine Arbeitsbude aufgestellt, die den hygienischen Forderungen ihres Berufes entspricht. In den Aufengerüsten, die natürlich mit Schutzgittern, Fanggerüsten, festen und gesicherten Leitern usw. versehen sind, ist auch ein elektrischer Materialaufzug eingebaut.

Die Metallarbeiter bringen die Gefährlichkeit der Montage an den eisernen Bauwerken zur Anschauung, zum Teil in photographischen Diaphanien, zum Teil in Statistiken, aber auch an einem Gerüstmodell, an dem sie zeigen, wie mittels fahrbarer Gerüste die Montagearbeiten gefahrloser gemacht werden können. Vielleicht würde man aus den Bildern die Gefährlichkeit solcher Arbeiten allein noch nicht erkennen, denn bequem und vollständig gefahrlos wird die Arbeit am Bau vielleicht nie werden. Und diese Bauwerke, so hoch und kühn sie auch konstruiert sind, sind doch immer noch keine amerikanischen Wolkenkratzer, die auch bis in schwindelnde Höhen hinauf ohne besondere Gerüste gebaut werden. Aber wenn wir von denen Abbildungen sehen, so bewundern wir nur diese Arbeiter mit den scharfgeschnittenen bartlosen Gesichtern, deren geschmeidige

Körper dadraußen wie frei in der Luft auf einem Eisenträger balancieren und ein anderes schweres, an Ketten hängendes Eisenstück lenken. Wieviele von diesen Menschen während des Baues in die graufige Tiefe saßen, sagen uns die Abbildungen nicht, und vielleicht ist der, den wir eben in Bilde bewundern, schon einer von denen, die das stolze Bauwerk mit ihrem Leben bezahlten. Hier aber steht das Resultat schwarz auf weiß unter den Abbildungen. Tot, tot, tot! Wahrhaftig, es wird nicht viel Ingenieurbauten geben, die nicht auf vergossenem Menschenblut gegründet sind.

Die Holzarbeiter führen uns in ein anderes Reich; sie zeigen uns die Tüde ihres eisernen Sklaven, der Holzbearbeitungsmaschine. Händel! Das vollkommenste Werkzeug, das die Natur geschaffen hat; in vielen Gliedern beweglich, geleiht, mit den verschiedensten Muskelkraftwirkungen ausgestattet, klappig, fest, zähe, geschmeidig, mit den feinsten Nerven des Tastsinns, des Gefühls durchwoben, die Urwaffe des Menschen und der willigste und geschickteste Helfer des Intellekts, dabei auch in der größten Form noch von eigenartiger sachlicher Schönheit — was kann die Maschine aus diesem edelsten aller Werkzeuge machen! Formlose Stumpen und Klumpen, verzerrt und zernarbt, alles organischen Zwecksinns beraubt, kein Werkzeug mehr, sondern ein nutzloses, mehr hinderliches Anhängel — das zeigen uns die Photographien von zerfetzten Händen, die da in monotoner Reihe an den Wänden hängen. Es muß auch das nicht so sein! Die gefährlichsten Holzbearbeitungsmaschinen können mit Sicherheitsvorrichtungen versehen werden, auf daß sie nicht auch Menschenfleisch fressen; wie das zu geschehen hat, zeigt uns ein Mustermaschinenraum, in dem auch der andere Feind des Maschinenarbeiters, der Staub, durch Absaugungsvorrichtungen unschädlich gemacht ist. Wie es in Wirklichkeit aber noch in vielen Fällen ist, das führen Photographien von Arbeitsstätten vor, in denen solche Maschinen arbeiten und die Luft mit Schwaden undurchsichtigen Staubes erfüllen.

Die durch die Maschine in größerer Fülle als die Handarbeit geschaffenen Abfallprodukte sind Gefahrenquellen besonderer Art. Die feinen Partikel schädigen wegen ihrer besonderen scharfen Form den Organismus des Arbeiters; aber auch als Material können sie von äußerster Schädlichkeit sein. Viele Holzarten, namentlich aber die exotischen, die bei dem Materialluxus, den unsere Zeit liebt, viel verwendet werden, enthalten schädlich wirkende Bestandteile, ja manche exotische Hölzer sind direkt giftig. Werden nun die Abfälle nicht gleich von der Maschine weggesaugt, so muß der Arbeiter ihre feinsten staubartigen Partikel einatmen, es entstehen dann die typischen Staublungen, die die Gewerbehygiene schon beim Kohlengräber, beim Stahlschleifer, Steinarbeiter, Porzellanarbeiter usw. kennt, und die der Tuberkulose und anderen schweren Krankheiten den Weg bereiten.

An diesem Punkte nun findet die Sonderausstellung der Gewerkschaften ihre Fortsetzung in der wissenschaftlichen Abteilung für Arbeiterversicherung und Arbeiterschutz, namentlich in der Gruppe Unfallverhütung und Bauarbeiterschutz, die auch Schutzvorrichtungen an Maschinen zeigt. Die Bauarbeiterhygiene ist in einer besonderen Gruppe zusammengefaßt, und an ihr sind die physiologischen, hygienischen, pathologischen und gerichtsarztlichen Institute der Universitäten zu Leipzig, Halle, Berlin, Marburg und Bonn beteiligt, ferner das Institut für Gewerbehygiene in Frankfurt a. M., das Arbeitermuseum in München und eine Anzahl medizinischer Fachmänner. Es werden hier die Staubarten in ihren giftigsten Arten gezeigt, ferner, wie sie in den Körper gelangen und zu welchen pathologischen Erscheinungen sie da führen, durch Abbildungen oder Wachmodelle oder auch durch natürliche Präparate. Es ist dann weiter demonstriert, in welchem Zusammenhange mit diesen Staubwirkungen die Tuberkulose steht. Dann lernen wir eine Reihe von Infektionskrankheiten der Bauarbeiter kennen, den Starrkrampf, die Eitererkrankungen und Blutvergiftungen. Natürlich sind auch die gewerblichen Vergiftungen durch Kohlenoxyd, Leuchtgas, Sumpfgas, Blei und Weisprodukte und Arsen in ihren Wirkungen dargestellt. Die Nervenschädigungen, die aus Unfällen sich ergeben, sind eine besondere Klasse der Arbeitsgefahren beim Bau, besonders auch deshalb, weil sie im Versicherungsverhältnis am meisten unriten sind. Die Hautverletzungen, die aus Unfällen und aus gewerblichen Vergiftungen entstehen, sind durch Modelle und Abbildungen erläutert, und auch das noch viel zu wenig erforcht Gebiet der Schädlichkeit der Bauarbeit für das Sehen und Hören ist bearbeitet. Der Einfluß der Witterung, der ja gerade durch vernünftigen Bauarbeiterschutz, durch Baubuden, dichte Gerüste, Fensterreinig in Neubauten usw. unterbunden werden soll, konnte hier nur in seiner Beziehung zur Lungenentzündung behandelt werden.

Statistische Aufstellungen versuchen Aufschlüsse zu geben über den Zusammenhang zwischen Arbeitslohn und Ernährungsart des Bauarbeiters, und in einer besonderen Gruppe werden die Alkoholschäden bei Bauarbeitern zum Gegenstand der Darstellung gemacht.

Die erste Hilfe in Unglücksfällen hätte etwas reichlicher behandelt werden können, denn gerade im Bauarbeiterschutz liegt hier noch vieles im Argen, auch wenn sonst der beste Wille vorhanden ist. Abgeschlossen wird das Gebiet durch die Sonderausstellung der Deutschen Arbeiterversicherung, die ebenfalls Bilder über Unfallverhütungsmittel bringt, leider aber eben nur über 1600 Bilder, die selten jemand mit anhaltendem Interesse durchsehen wird. Einige Baugewerkschaftsgenossen zeigen noch Modelle von Bauarbeiten, wie sie örtlich verschieden sind; die Ansichten über die beste Art gehen hier zwischen

Baugewerksberufsgenossenschaften und Bauarbeiterschuttkommission auseinander.

Jedenfalls kann jeder, der sich über den Bauarbeiterschutz unterrichten will, auf der Bauausstellung manchen Aufschluss bekommen, den eben nur die praktische Vorführung geben kann.

S. S.

### Kleines feuilleton.

#### Literarisches.

Artur Fitger: Einsame Wege. (Berlin, Verlag Emil Felber.) Der Name des Dichters lebte einst auch in den Reihen der Berliner Freien Volksbühne, die zwei seiner Theatendramen: „Von Gottes Gnaden“ und „Die Hege“ mit großem Erfolg zur Ausführung gebracht hat. Im lärmenden Kampf um eine neue Literatur wurde Fitger in den Hintergrund gedrängt; der Dramatiker war erledigt; denn die junge Generation bekamte sich zum Geiste der Gegenwart. Aber nicht bloß der Poet — auch der Maler Fitger wurde überannt. Dennoch war er ein echter Künstlerpoet und, weswegen seiner nie vergessen werden sollte, ein furchtlos schreitender Wahrheitsstreiter, obwohl er niemals die Sphäre seiner bürgerlichen Herkunft und Anschauung verließ. Wenn er Gestalten aus dem Volke besingt, spricht wohl Liebe und warmes soziales Mitleid mit; doch ist es einem immer so, als sähe Fitger alles durch die Brille einer längst vergangenen Zeit. Sein Zyklus „Lieder vom Maurergesellen“ oder seine Wanderer- gefänge — Zigeuner, Handwerksburschen, fahrende Künstler und Sänger — beweisen es.

Starke Hineigung zu geheimnisvoller Romantik und philosophischer Reflexion charakterisieren Fitgers Schaffen. Gewiß, er hat schöne Stimmungen gedichtet, Kritik, die eigentlich nicht verloren gehen sollte; aber der Grübler, der Denker, der Freigeist, dem oft grimmige Satire über die Lippen geht, bricht allenthalben hervor. Pfaffen, Aberglaube, kirchliche wie weltliche Gewaltthaber fordert er immer wieder vor seine Künge. Freilich auch die moderne Kunst und Dichtung. Emil Zola als naturalistischer und sozialistischer Romancier erscheint ihm bekämpfenswert; während er Zola, dem Wahrheitsstreiter in der Dreihusaffäre jubelt. Das ist charakteristisch für ihn; und das hat er mit allen Fadelträgern früherer Epochen gemein. Er offenbart sich als eine ehrliche Kampfnatur von altliberaler Gesinnung ohne Entwicklungsfähigkeit. Er ist und bleibt Individualist — Eigenbrödlerr. Das Los der Vereinsamung war ihm gewiß — und es traf ihn früh genug, um ihn vollends zu verbittern. Als Fitger 1909 im Frühommer starb, da war man verwundert, daß er noch gelebt hatte, so völlig fremd war er der Nation geworden. Trotzdem sollten seine zwei Gedichtbände „Fahren des Volk“ und „Winternächte“ ihrem Schöpfer für lange Jahre noch ein stilles Gedenken bewahren. Da das leider nicht der Fall war, so möge denn wenigstens diese Auswahl aus Fitgers Poesien jene Aufgabe erfüllen. Ein starker Poet, ein aufrechter Priester der Menschenwürde, das war Artur Fitger. e. k.

#### Mineralogisches.

Ein entthronter Herrscher aus dem Steinreich. Zu den Umgestaltungen, die der Balkankrieg in die mitteleuropäischen Lebensverhältnisse gebracht hat, gehört auch der Untergang einer Industrie, die schon seit langem von der Öffentlichkeit kaum bemerkt dahinsiechte. Das ist die Opalgewinnung.

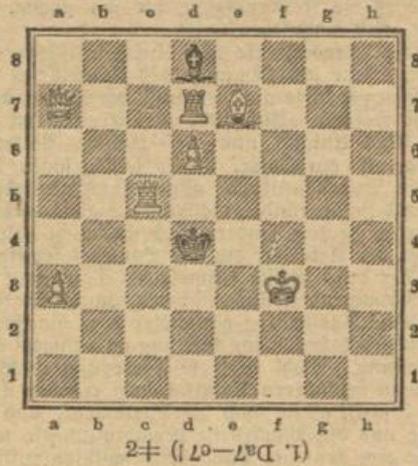
Der Opal, dieser merkwürdige Stein, der eigentlich keiner ist, weil er nur eine wasserhaltige erhärtete Kieselgallerie darstellt, die sich in unterirdischen Klüften aus langsam aus großer Tiefe zu ihnen empordringenden vulkanischen Dämpfen niederschlägt, ist in den letzten Jahrzehnten in seinem Wert ständig zurückgegangen. Trotzdem er bei seiner Seltenheit eigentlich noch über dem Diamanten stehen sollte, dem er einst auch vorgezogen wurde. Denn es gibt nur eine Opalgrube auf Erden, die wirklich schöne Steine liefert. Und diese befindet sich in dem vulkanischen Gebirge unweit von Tolay in Ungarn, dessen Abhänge auch den weltberühmten Wein liefern, im Besitz des ungarischen Staates. Sie soll nun sozusagen um jeden Preis verkauft werden, weil der Opal seinen Markt verloren hat. Bisher galt der Orient als sein letzter guiter Absatzort, und schon war ein Abkommen mit Konstantinopel perfekt, das den ungarischen Staat von seinen Opalgruben befreit hätte, als der Balkankrieg ausbrach und das türkische Gold dringlicher Verwendung fand, als in Opale umgesetzt zu werden. Der ungarische Staat hatte in seinen eisernen Kassen schon im Jahre 1910 einen Rohopalvorrat im Buchwerte von 980 000 Kronen, der unverkäuflich erschien. Und dazu kommt nun jedes Jahr eine Ausbeute von etwa 8000 Opalen im Gesamtgewicht von 4300 Karaten, deren Wert auf 160 Kronen je nach dem Karat eingetragene ist, aber ebenso schwer Käufer findet wie das schon vorhandene Lager.

Die reiche Welt wird von den großen Londoner und Pariser Diamantensyndikaten, die selbst nicht die drei Millionen Karat Diamanten, die man in Südafrika jährlich fördert, absetzen können und deshalb auch „Lager“ anlegen müssen, mit allen Mitteln beeinflusst, keine anderen Edelsteine zu kaufen. Und so hat man vor allem den Opalschmuck in Verruf gebracht. Der orientalische Geschmack aber ist auf lange hinaus seiner Kaufkraft beraubt.

Verantw. Redakteur: Alberti Wachs, Berlin. — Druck u. Verlag: Vorwärts-Druckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

## Schach.

Unter Leitung von E. Alapin, Gottschall.



Wir bringen nachstehend einen Auszug aus der 55 Seiten langen Abhandlung der Teillieferung Nr. 3 des neuen „Wilguer“ über das „Zweischingerspiel im Nachzug“. (Auch „Preussische Partie“ genannt.) Die Eröffnung ist zwar klassisch, deren innerer Wert ist aber u. E. aus nachstehenden Gründen für Schwarz nicht sonderlich zu empfehlen, auf dessen Initiative allein sie nur entstehen kann.

#### Preussisch.

Weiß spielt ohne Ansicht des Brettes!

Paul Morphy + Amateur.  
1. e2—e4 e7—e5 (e6!)  
2. Sg1—f3 Sb8—c6  
3. Lf1—c4 . . . . .

Dieser Zug ist für die „Italienische Schachschule“ bezeichnend („Preussisch“ ist also nur eine Nebenvariante von „Italienisch“). Der theoretische Zweck des Entwicklungszuges im Texte besteht nur in einer direkten Verbindung von d7—d5 ohne sonstige unmittelbare Drohung. Er läßt Ausgleich zu. Sorgenvoller für Schwarz ist die „Spanische“ Entwicklungsart (Lb5!) weil sie, denselben Zweck indirekt erreichend (3. Lb5!, d5?; 4. Sxex5), noch die eventuelle Drohung LxS nebst Sxex5 einleitet.

3. . . . . Sg8—f6  
Dies heißt eben „Preussisch“. Das eigentliche „Italienisch“ entsteht bei 3. . . . . Lc5!, was zwar einstweilen auf d7—d5 verzichtet, dafür aber dem Gegner d2—d4 verwehrt. „Preussisch“ hingegen läßt umgekehrt d2—d4 zu, um event. d7—d5 zu erreichen.

Die Schattenseite des Textzuges besteht aber nicht nur in der Zulassung von d2—d4, sondern in der von Sf3—g5, wodurch erst dem vorhergehenden „Italienischen“ Zuge des Gegners eine Drohungsbedeutung verschafft wird (LxT7). Es erhebt auch aus obigem, daß auf Grund von d2—d4 nebst S3—g5 (oder umgekehrt) für Weiß eine Widerlegung von „Preussisch“ event. zu erwarten ist.

4. Sf4—g5!  
Ober auch 4. d2—d4 (anf Sc3 oder d3 oder De2 kann Schwarz mit Lc5! wieder in „Italienisch“ eintreten).  
4. . . . . e4!; 5. Sf3—g5, Sef5;  
6. Dxd4, SxL\* (6. . . . . De7;  
7. 0—0! Nicht aber 6. . . . . De7;  
7. Se3?, e5! zc.) 7. Dxc4, d5;  
8. ed, h6“. (Das auf S. 262 ebenfalls empfohlene 8. . . . . Dxd5? ist wegen 9. De2!, Le7; 10. 0—0, h6; 11. Te1 zc. nicht richtig.) 9. Se4! („Sf3“? (9. . . . . Sxd5; 10. 0—0, e6; 11. De2, Le6; 12. Td1, De7;  
13. e4 zc. Weiß steht besser.

4. . . . . d7—d5  
4. . . . . Sxex4; 5. Lxf7, Ke7;  
6. d4!, h6; 7. SxS, KxL; 8. d5 nebst Dd1—h5! ex5 zc.”  
5. e4xd5 Sf6xd5

Auf 5. . . . . Sd4; 6. e3, b5; 7. cxd4“ („Lf1“?, „Sxd5; cxd4, Dxs; Lxb5+, Kd8; 0—0“, Lb7! zc.) „7. . . . . bxc4; 8. dxe5, Dxd5!“ folgt 9. De2!, Sg4“; 10. f3! zc. (Der Wilguer berücksichtigt nur „0—0“ oder „Sf3“) mit Bauengewinn.

Am üblichsten ist jetzt 5. . . . . Sa5, worauf folgen kann: 6. d3! (Morphy) 6. . . . . h6; 7. Sf3, e4; 8. De2, Sxc4; 9. dxc4, Le5; 10. e3 (Alapin), 10. . . . . 0—0; 11. Sd4, Te8; 12. Le3, Lg4“; 13. Df1! (Der Wilguer berücksichtigt nur „De2“, was er zum Ausgleich führt.) nebst h2—h3, g2—g4 und eventuell Dg2 mit e4—g5 (vorerst eventuell Sd2 mit 0—0—0). Weiß bemächtigt sich auch noch des Angriffs.

6. d2—d4!  
Dies ist einfacher und konsequenter als das bekannte Opferpiel: 6. Sxf7, Kxs; 7. Df3!, Ke6; 8. Sc3!, wobei Schwarz mit 8. . . . . Sb4; 9. De4 (a3, Sxc7; Kd1, Sd4; LxS7, Kd6 zc.) 9. . . . . e6; 10. a3, Sa6; 11. d4, Sc7; 12. Lf4, Kf7; 13. Lxex5 (oder dxc5)“ 13. . . . . Le6; 14. „0—0—0“, Dd7 zc. einwillen doch die Figur behauptet.

6. . . . . e5xd4?  
Mit 6. . . . . Le6; 7. SxL, fxe6; 8. de5, Sxex5; 9. Dh5!, Sf7; 10. 0—0“, Dd7 zc. war längerer Widerstand möglich.

7. 0—0 Lf8—e7  
Auch auf 7. . . . . Le6; 8. Te1, Dd7 entscheidet 9. Sxf7!, Kxs; 10. Df3!, Ke6; (Kgs; TxL!) 11. Txc6!+, DXT; 12. Ld3! zc.“  
8. Sg5xf7! Ke8xf7  
9. Dd1—f3! Kf7—e6  
10. Sb1—c3! d4xc3  
11. Tf1—e1! Se8—f6  
12. Le1—f4 Le7—e6  
13. Lf4xe5 Lf6xe5  
14. Te1xe5! Ke6xe5  
15. Ta1—e1! Ke5—d4  
16. Lc4xd5 Th8—e8

Ober „16. . . . . cxb2 (sonst Dxc3!)“  
17. Te4!, Ke5; 18. Da3!, KxL; 19. Dd3! zc.“  
17. Df3—d3! Kd4—c5  
18. b2—b4!+ Ke5xb4  
18. . . . . Kb6; 19. Dd4!, Ka6;  
20. De4! zc.)  
19. Dd3—d4! Kb4—a3  
20. Dd4—e5! Ka3—b2  
21. De5—b4! Kb2xc2  
22. Db4—b3! Ke2—d2  
23. Dd3—d1+

Ein schönes Muster des Morphy'schen Stiles.